

Der erste Anruf kommt, als es gerade richtig hell geworden ist. Es ist kurz nach sechs, ein Psychiater ist am Telefon. „Wir haben einen manisch-depressiven Patienten, der mit Stühlen wirft. Wir müssen ihn fixieren. Können Sie kommen?“ Sylvia Hauptmann trinkt ihren Kaffee aus, zieht sich an und steigt ins Auto.

Der Mann, an dessen Bett sie kurz darauf steht, schreit so laut, dass sie es schon durch die Tür hören kann. Sobald sie den Raum betritt, fängt er an, auf sie einzureden. Jeder Satz ist wirrer als der vorherige. Verschwörerischer, persönlicher. Es geht um Wanzen im Kopf, Plastik im Körper, bestechliche Politiker, Konzerne mit bösen Absichten. Er will wissen, wo Hauptmann essen geht. Woher ihre Atemschutzmaske kommt. Macht ihr Komplimente. Aber eigentlich geht es nur um ihn. Der Mann sucht die Bühne. Typisch für einen Manisch-Depressiven, sagen die Ärzte ihr, lehrbuchhaft. Und Hauptmann, die Richterin, die gekommen ist, um ihn anzuhören, soll sein Publikum sein.

Irgendwie schafft sie es trotzdem, mit ihm zu sprechen. Fragt ihn, warum er hier ist. Warum er den Pflegern Gewalt androht. Warum er die Medikamente verweigert. Erklärt ihm, dass sie gekommen ist, weil im deutschen Rechtsstaat ein Richter darüber entscheiden muss, ob ein Patient über längere Zeit fixiert bleiben darf. Und dann entscheidet sie.

Wenn Sylvia Hauptmann diese Geschichte erzählt, ist klar: Es war ein Routineeinsatz für sie. Ihre Kollegen und sie haben viele Erlebnisse wie diese. Mal ist es ein wenig entspannter, mal ein wenig schlimmer. Wer zur Rufbereitschaft des Amtsgerichts Frankfurt gehört, muss damit klarkommen. Er muss es ertragen, Menschen durch eine schwere psychische Krankheit entmenslicht zu sehen und trotzdem sofort zu bestimmen, was mit ihm passiert. Nicht jeder bekommt den Anblick einer Person, die in Windeln fixiert auf einem Bett liegt und weint, leicht wieder aus dem Kopf. Die Scherben geschluckt hat, weil sie einfach nur sterben wollte. Es gehören innere Ruhe und Selbstsicherheit dazu, mit einer Person umzugehen, die vorher noch ihr Frühstück an die Wand geschmiert hat und jetzt der Fixierung zu entgehen versucht, indem sie dem Richter seltsame Tauschgeschäfte vorschlägt.

Egal, ob es sechs Uhr morgens ist. Oder spät abends, weil fünf Minuten vor dem Ende des Dienstes um 21 Uhr noch mal das Handy geklingelt hat. 365 Tage im Jahr. Zehn Richter teilen sich die Arbeit der Rufbereitschaft in Frankfurt. Sie müssen zu Zeiten, in denen die regulären Arbeitszeiten der anderen Richter noch nicht begonnen haben oder schon zu Ende sind, jene Entscheidungen treffen, für die das Gesetz einen Richtervorbehalt vorsieht. Blutentnahmen, Durchsuchungen und Kommunikationsüberwachung von Verdächtigen, Fixierungen und Ingewahrsamnahmen. Letzteres heißt: Die Rufbereitschaft wird zur Polizei gerufen, wenn die jemanden für längere Zeit festhalten will, weil er randaliert, einen Platzverweis nicht akzeptiert, stockbesoffen oder auf Droge ist und so viele Probleme macht, dass man ihn nicht einfach laufen lassen kann.

Und niemand hat in den vergangenen Monaten bemerkt, dass diese Arbeit weiterging wie immer. Ohne Homeoffice, weil es das für diese Teile der Justiz nun mal nicht gibt. Wenn es der Job ist, sich die Menschen anzuschauen und anzuhören – ob das nun in der Psychiatrie ist, bei der Polizei oder beim Haftrichter – dann kann man sich nicht vor dem Laptop einigeln. Obwohl da draußen ein Virus grassiert, von dem noch keiner genau weiß, wie tödlich es ist. Denn was passiert mit dem Rechtsstaat, wenn die Menschen ausfallen, die ihn aufrechterhalten? Während sich die Republik bei anderen für ihren unermüdeten Einsatz bedankte, wurde die Justiz einfach übersehen.

Dabei ist sie genauso an der Front. Die Richter der Rufbereitschaft, die in Psychiatrien von Frankfurt bis Friedrichsdorf Patienten gegenüberstehen, die Masken



Foto: Platina/Contrasto, Bearbeitung: E.A.S.

Justiz an der Corona-Front

Tag für Tag trotzen sie der Pandemie: Richter, Wachtmeister und Anwälte arbeiten weiter, weil das System sie braucht.

Von Anna-Sophia Lang

verweigern und beim Schreien spucken. Die Haftrichter, denen potentielle Untersuchungshäftlinge vorgeführt werden, von denen oft niemand weiß, wo sie sich in den Tagen zuvor aufgehalten haben und wann sie sich das letzte Mal die Hände gewaschen haben. Die Justizwachtmeister, die jene Menschen durchsuchen müssen, bevor sie sie in die Zelle bringen. Die Rechtsanwälte, die in der Psychiatrie und bei Vorführungen dabei sind und den Mandanten im Gespräch manchmal näher kommen müssen als mit dem Infektionsschutz vereinbar, weil in Deutschland jedem Fixierungs-Patienten und jedem Beschuldigten eine anwaltliche Beratung zusteht. So verlangt der Job in der Pandemie denen noch mehr ab, die sowieso schon mit den schwierigen und abstoßenden Seiten des Menschseins zu tun haben.

Es gibt Anrufe, vor allem am Wochenende ganz früh, da weiß man bei der Rufbereitschaft: Jetzt lieber Turnschuhe anziehen, die danach in die Waschmaschine können. Das sind die wirklich unangenehmen Fälle. Die leichteren sind solche wie der Mann mit 3,2 Promille, den die

Bundespolizei an einem ganz normalen Wochentag im Mai am Frankfurter Hauptbahnhof in Gewahrsam genommen hat. Er saß ohne Ticket im Zug und weigerte sich, eine Maske aufzusetzen. Als die Richterin kommt, tut er das plötzlich ganz brav. Manchmal ist das die Reaktion: eine plötzliche Folgsamkeit, wo vorher nur Aggression und Widerwilligkeit war. Ein Richter ist eine Respektsperson, die für das Gesetz und für ausgleichende Gerechtigkeit steht. Aber manchmal gilt selbst das nichts. Wenn Wut, Verzweiflung und Krankheit alles übertönen, kann niemand etwas ausrichten.

Eigentlich hat der Mann mit 3,2 Promille nur eine Handvoll Bier getrunken. Sagt er. Schnaps würde er nie antasten. Eigentlich trinkt er auch nicht mehr, seit er eine Therapie gemacht hat, aber jetzt hat sich seine Freundin von ihm getrennt, und alles ging den Bach runter. Er wollte einfach raus aus der Wohnung, zu Freunden nach Düsseldorf. Aber ohne Geld ist das natürlich schwer, und wenn man dann noch aggressiv und betrunken ist, landet man am Frankfurter Hauptbahn-

hof in einer Zelle der Bundespolizei. Die Richterin entscheidet: Da muss er noch ein paar Stunden bleiben. Bis er wieder nüchtern ist. Die Polizisten rufen in der Zwischenzeit seine Bekannten in Düsseldorf an und setzen ihn später in den Zug dorthin.

So ruhig wird es mit dem Mann in der Zelle daneben wahrscheinlich nicht laufen. Vor zwei Tagen ist er aus dem Gefängnis gekommen und hat nicht lange gebraucht, um direkt wieder zu klauen. Jetzt schreit er so laut, dass man nebenan kaum das eigene Wort versteht. Aber vor allem spuckt er. Nicht mal die dicke Tür kann verhindern, dass auf dem Gang jeder hört, wie er pausenlos um sich rotzt. Die Polizisten können nur hoffen, dass er gesund ist.

So ähnlich ist das in letzter Zeit auch beim Haftrichterdienst gelaufen. Sofort, als die Corona-Krise Mitte März richtig ausbrach, kam die Anordnung aus der Abteilungsleitung: Alle Beschuldigten dürfen nur noch mit Mundschutz und Handschuhen vorgeführt werden. Damals wusste noch keiner, was da eigent-

lich anrollt. Ob es überhaupt einen sinnvollen Schutz gegen das neuartige Virus gibt. Halten Masken es ab? Nützen Handschuhe etwas? Wie gefährlich ist Corona? Wie viele Menschen tragen es in sich herum? Es war klar: Wenn die Wachtmeister ausfallen – also jene Mitarbeiter, die die Beschuldigten nach ihrer Ankunft durchsuchen, sie in die Zelle und später zur Anhörung bringen – funktioniert nichts mehr. Und bei den Richtern das Gleiche. Hunderte von Entscheidungen müssen sie jeden Monat treffen. Das Amtsgericht Frankfurt ist auch deshalb so schwer belastet, weil es wegen des Flughafens viele internationale Haftbefehle vollstreckt. Als dann auch noch die Zentralstelle zur Bekämpfung der Internetkriminalität nach Frankfurt zog, wuchs die Zahl der Haftsaachen und Nichthaftsaachen schier ins Unermessliche. Gerade erst hat die Abteilung eine sechste Stelle dazubekommen, damit die Arbeit besser zu erfüllen ist.

Der schnell gefasste Plan für die Corona-Krise sah deshalb vor: Eine Kollegin übernimmt die Vorführungen von Be-

schuldigten und der Rest arbeitet im abgeschirmten Bereich. Damit, falls sich die für die Vorführungen zuständige Richterin mit dem Corona-Virus ansteckt, nur sie ausfällt und die Abteilung arbeitsfähig bleibt. Sechs Wochen lang ging das so. Die Staatsanwaltschaft musste ihre Akten sogar vor dem abgeschirmten Bereich ablegen, anstatt sie zu übergeben, damit es ja keinen folgenreichen Kontakt gab. So entgegenkommend waren die Beschuldigten während der Vorführung nicht immer.

Wie der Mann, so erzählt es eine Richterin später, der ausrastet, als sie ihm die Untersuchungshaft eröffnet. Er zieht sich den Mundschutz vom Gesicht, reißt sich an den Haaren und rennt los. Mit welchem Ziel, womöglich dem Tisch der Richterin, ist unklar. Die Wachtmeister greifen sofort zu. Sie legen ihm Handschellen an und beruhigen ihn. Schön ist das nicht, aber professionelle Distanz zu hochemotionalen Menschen ist eine Eigenschaft, die Haftrichter haben müssen. Sie müssen den Beschuldigten ins Gesicht sagen, dass es für sie nun erst mal ins Gefängnis geht.

Dealer, Vergewaltiger, Mörder, Steuer-sünder, in den Haftzellen hat schon so ziemlich jede Art von Kriminellem gesessen und auf das Unvermeidliche gewartet. Die Wachtmeister kennen sie alle. Den höflichen, gepflegten Betrüger, der großes Selbstbewusstsein vor sich her trägt. Den Junkie, der mit zu viel Crack erwischt wurde und einen Geruch im Gang hinterlässt, der stundenlang in der Luft hängt und nur mit einem Spray verjagt werden kann, das Rechtsmediziner gegen Leichengeruch verwenden. Den notorischen Schläger, bei dem sogar die geschulten Wachtmeister besonders aufmerksam sind. Den verzweifelten Flüchtling, der keine Aufenthaltsgenehmigung hat und so sehr weint, dass nur langes, ruhiges Zureden hilft. Den psychisch Kranken, der seine Eltern in der Nacht mit einem Küchenmesser attackiert hat, weil er sich von ihnen verfolgt fühlte, und der später versucht hat, sich umzubringen, als er wieder klar war.

Da müssen die Wachtmeister manchmal auch Sozialarbeiter sein. In vielerlei Hinsicht. Menschen, denen die Freiheit genommen wird, können kreativ werden, selbstzerstörerisch. Jede Schraube in der Zelle, stundenlang mit dem Fingernagel aus der Tischplatte gekratzt, kann zum potentiell lebensgefährlichen Instrument werden. Jeder Schnürsenkel, jedes Messer aus dem Lunchpaket. Darauf achten die Wachtmeister.

Der Job ist eine Herausforderung, mal mehr, mal weniger. Es gibt Tage, an denen sitzt in der einen Zelle jemand, der getröstet werden muss und in der daneben einer, der so lange randaliert und gewalttätig wird, bis die Kollegen ihn mit Hand-Fuß-Fesseln fixieren. Es ist nicht leicht, da umzuschalten. Und jetzt kommt auch noch Corona dazu. Zwar hat niemand deshalb nur eine Sekunde lang daran gedacht, aus Angst die Arbeit zu verweigern. Mit Krankheiten kennen sie sich aus. Beim Haftrichterdienst haben sie schon alles erlebt: offene Tuberkulose, HIV und Wunden, die schon riechen, weil sie so lange nicht geheilt sind. Handschuhe gehören deshalb zur Standardausrüstung. Manchmal unken die Wachtmeister, ob man vielleicht ein besonders starkes Immunsystem entwickelt, wenn man hier arbeitet.

Aber Corona ist trotzdem etwas Neues. Etwas Unbekanntes. Vor allem bedeutet es, dass alle ausfallen, wenn einer es hat. Und das will hier niemand. Die Richter sind auf die Wachtmeister angewiesen, die Staatsanwaltschaft auch, das ganze Justizsystem. Also machen sie weiter, als wäre nichts. Nur eben mit Masken und Desinfektionsmittel. Denn Abstandhalten ist keine Option in diesem Beruf, nicht anfasen auch nicht. Spätestens, wenn jemand aggressiv wird, fällt diese Option sowieso weg.

Und andersherum geht es auch nicht – ohne Richter, ohne Anwälte, ohne Staatsanwälte. Das System braucht sie alle. An vorderster Front. Am Bett in der Psychiatrie, in der Zelle, am Tisch. Der Rechtsstaat kennt eben kein Corona.



Cornelia Schmidt, Dipl.-Ing. Architektin, mit Thomas Walla, Dipl.-Ing. Innenarchitektur, Verkaufsleiter bei MEISER HOME OF LIVING



100 Arbeitsstunden für ein Bett. Leidenschaftliche Liebe prägt jedes Modell. Kompromisslose Sorgfalt im Kleinen schafft großartigen Genuss. Schramm baut ein Bettsystem mit unvergleichlichem Liegekomfort, das meisterliche Handwerkskunst mit edelsten Rohstoffen zu einem Prädikatsmöbel verbindet. Ein Bett auf das man sich Abend für Abend aufs neue freut. Abbildung Grand Cru, Raphael.

Ludwigstrasse 71
Hanau-Steinheim
hanau@meiser-living.de

Weißfrauenstraße 15
Frankfurt
frankfurt@meiser-living.de

